Tante Finchens Rosenmontag.

Eine Carnevalsgeschichte von L. Max.

Wie an jedem Morgen kurz nach acht Uhr, trat das Dienstmädchen in's Zimmer und überreichte dem am Frühstückstische sitzenden Hausherrn die soeben eingetroffene Post — Briefe und Zeitungen.

Fritz Hensing, ein geborener Westfale, war seit zwei Jahren in Köln als Regierungsassessor thätig und hatte sich vor seiner Uebersiedelung mit einer hübschen und wohlhabenden Landsmännin verheirathet. Das junge Paar fand in der rheinischen Metropole mehrere Verwandte und genauere Bekannte vor, was sehr dazu beitrug, sie in dem neuen Aufenthaltsorte rasch heimisch zu machen. Zudem sagte auch das ungezwungene und entgegenkommende rheinländische Wesen Beiden gleich sehr zu, und so pflegten sie um so ungehinderter eine angenehme und ziemlich ausgedehnte Geselligkeit, da sich bisher noch kein Kindersegen eingestellt hatte.

„Hier, Klärchen," sagte der Regierungsassessor, indem er seiner Frau einen an sie adressirten Brief überreichte. „Ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht Tante Finchens altjüngferlich-zimperliche Schriftzüge wären. Sie wird uns doch nicht schon wieder über den Hals kommen wollen?"

„Wer wird so respektwidrig von einer Erbtante reden, Fritz!" lachte die junge Frau, erbrach den Brief, entfaltete ihn und las Folgendes vor:

„Geliebtes Klärchen!

Zunächst tausend Küsse für Dich und meine herzlichsten Grüße für Deinen lieben Gatten! Wie geht es Euch, Ihr Theuren, deren ich stets mit so inniger Antheilnahme gedenke. Wie freundlich nahmt Ihr mich auf, als ich im vorigen Frühjahr wie Schillers „Mädchen aus der Fremde" bei Euch erschien und wie herzlichludet Ihr mich ein, bald wieder bei Euch vorzusprechen.

Da ich weiß, wie aufrichtig das gemeint war" — hier konnte Fritz einen leichten Hustenanfall nicht zurückhalten — „so kann ich ohne lange Umschweife zu dem Hauptzweck meines heutigen Schreibens übergehen.

Aus den Zeitungen ersehe ich, wie glänzend der diesjährige Carneval bei Euch werden soll, und namentlich die Beschreibung des geplanten Rosenmontag-Zuges hat mich begierig gemacht, endlich einmal mit eigenen Augen das berühmte Fest zu sehen — falls Euer Fremdenzimmer nicht schon anderweitig in Anspruch genommen sein sollte. In diesem Falle bitte ich den lieben Fritz, mir sofort zu telegraphiren, sonst reise ich am Vormittage des Fastnachts-Sonntags hier ab und treffe Abends um 6 Uhr 15 Minuten in Köln ein.

Wie freudig klopft bereits mein Herz — Du weißt, Klärchen, es ist jung geblieben — wenn ich an das Wiedersehen mit Euch denke, wie gespannt bin ich, den rheinischen Fasching mit seinem originellen Treiben kennen zu lernen! Hat nicht selbst Goethe von ihm gesungen:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn."

Ich muß schließen, liebes Klärchen, indem ich Dich im Geiste nochmals an's Herz drücke. Viele Grüße einstweilen von Eurer treuen Tante

Finchen Wehrmann."

„Na, eine größere Freude konnte uns allerdings so nicht zu Theil werden," brummte der Regierungsassessor, indem er zögernd hinzufügte: „Wie wär's, Schatz, wenn ich telegraphire, der Onkel Martin aus Essen habe sich bereits bei uns angemeldet?"

„Um Gotteswillen, Fritz," entgegnete seine Frau ängstlich, wenn diese Kriegslist herauskäme! Tante würde uns das nie verzeihen und Mama ebenfalls sehr böse sein, wenn sie davon erführe. Das geht nicht; wir müssen mit Fassung in den sauren Apfel beißen und Tante am Sonntag Abend in Empfang nehmen."

„Du weißt doch aber, daß wir mit Albers und seiner Frau verabredet haben, auf den Gürzenichball zu gehen!"

„Dahin nehmen wir Tante mit. Ich halte für sie einen Domino in Bereitschaft, das wird ihr Spaß machen; sie scheint ja ganz und gar für den Kölner Karneval eingenommen zu sein."

„Und was fangen wir Montag mit der alten Schraube an?"

„Nun, das ist auch nicht so schlimm", begütigte Frau Klara. „Du weißt, daß uns Schwager Wilhelm eingeladen hat, bei ihm zu frühstücken und den Zug anzusehen; dahin kann Tante Finchen ohne Weiteres mitgehen.

Nachher wollen wir ja Alle, wie schon verabredet ist, im Hotel du Nord speisen, Du brauchst also dort nur ein Gedeck mehr zu belegen. Abends nehmen wir die Tante wieder mit auf den Gurzenich, dann wird sie am Dienstag so müde und matt sein, daß sie gern daheim bleibt."

Fritz telegraphirte also nicht und so saß denn Tante Finchen am Fastnachts-Sonntag richtig in dem nach Köln dampfenden Zuge. Bei einer Station, wo Wagenwechsel war, traf die lebhafte kleine Dame eine Jugendfreundin, was sie derartig in Anspruch nahm, daß sie darüber den Zug versäumte.

Hensings waren natürlich sehr erstaunt, das alte Fräulein nicht unter den in Köln aussteigenden Passagieren zu finden.

„Was sollen wir denn nun aber machen?" fragte Frau Klara rathlos.

„Natürlich gehen wir auf den Gürzenich", entschied der Assessor. „Wenn die Tante nicht pünktlich ist, kann sie doch unmöglich verlangen, daß wir ihretwegen den ganzen Abend hier Posten stehen oder zu Hause warten. Auguste ist ja daheim und das Fremdenzimmer ist auch bereit — vielleicht aber hat sie sich inzwischen anders besonnen und ist daheim geblieben."—

Es war neun Uhr Abends, als Tante Finchen endlich an ihrem Ziel anlangte. Sie nahm eine Droschke und ließ sich mit ihrer rothen Reisetasche in Hensings Wohnung fahren.

Da aber Auguste, „des Hauses redliche Hüterin", nicht mehr zu Hause, wie der Assessor vorausgesetzt, sondern, als die Herrschaft nicht heimkam, keklich ihrem Deutzer Kürassier auf einige Stunden zu einem Tanzvergnügen gefolgt war, so klingelte die Tante längere Zeit, ohne daß ihr geöffnet wurde. Zum Glück kam endlich ein junger Kaufmann, der im Erdgeschoß ein Zimmer innehatte und sich ein Vergnügen daraus machte, die fremde Dame einzulassen. —

Hensings bewohnten den ganzen zweiten Stock, im dritten befanden sich außer den Gelassen der Mägde des Hauses einige Rumpelkammern und ein großes freundliches Gemach, das Hensings gemiethet hatten und als Fremdenzimmer benutzten. Tante Finchen kannte es von ihrem ersten Besuche her. Sie stieg, als sie im zweiten Stock Niemand daheim fand, mit ihrem angezündeten Taschenlaternchen, das sie auf Reisen stets bei sich führte, zu jenem Gemach empor. Draußen steckte der Schlüssel und innen war, wie sie mit Genugthuung bemerkte, Alles zu ihrer Aufnahme hergerichtet. Sie schob nur den Riegel vor und legte sich dann, ermüdet von der langen Reise und einem in Düsseldorf genossenen Glase Punsch, gleich zu Bett, um — wie die klassisch angehauchte Tante dachte, — einen langen Schlaf zu thun.

Am anderen Morgen meldete Auguste, daß sich gestern Abend Niemand habe blicken lassen, und das Ehepaar zerbrach sich vergeblich den Kopf, wie das Ausbleiben der Tante zu erklären sei. Schon bei Zeiten rüstete sich Fritz und Klärchen, um zum Schwager Wilhelm zu gehen. Da man nicht zu Hause speiste, so bekam Auguste ebenfalls Urlaub. Vorsichtshalber schloß Klara alle Zimmer ab und meinte dann: „Ich will auch noch das Fremdenzimmer abschließen und den Schlüssel abziehen, den ich gestern Abend stecken ließ."

Hiekauf verließ der Assessor mit seiner Frau das Haus und in dem lustigen Treiben, daß sie draußen alsbald umfing, dachten beide nicht mehr an Tante Finchen. Sie bewunderten in froher Gesellschaft den Zug mit seinen prächtigen Wagen und humoristischen Gruppen, speisten dann an der Table d'hote und gingen erst, als es bereits dämmerte, noch einmal nach Hause, von wo sie sich auf den Gürzenichball zu begeben gedachten.

Auguste war noch immer nicht wieder daheim, tiefe Stille herrschte im Hause nur von dem oberen Stockwerk her, aus dem Hensing'schen Fremdenzimmer, kamen schaurige, schwer zu enträthselnde Töne.

Von banger Ahnung befallen, eilten Fritz und Klara die Treppe hinauf zu dem Fremdenzimmer, schlossen dessen Thüre auf und sahen nun Tante Finchen in Thränen schwimmend vor sich. Sie stöhnte, schluchzte und war ganz außer sich über die erduldete lange Haft.

Sie war am Morgen erst gegen zehn Uhr von ihrem tiefen Schlummer erwacht, hatte mit gewohnter Sorgfalt Toilette gemacht, dann aber zu ihrer peinlichen Ueberraschung gewahrt, daß sie eingeschlossen sei. All' ihr Rufen, Klopfen und Lärmen war ohne Erfolg geblieben, da Auguste gleich nach ihrer Herrschaft das Haus verlassen hatte und die Bewohner der unteren Stockwerke entweder ebenfalls schon fort waren oder nichts von dem Geräusche vernahmen, welches die arme Tante von sich gab. Sie hatte zuletzt getobt und geschrieen, um dann nur noch zu wimmern und in eine tiefe Abspannung zu verfallen. Aus der Ferne vernahm sie den Jubel, mit dem man überall das Nahen des Zuges begrüßte, auf den sie sich so gefreut hatte — und nun saß sie hier eingesperrt durch irgend einen tückischen Zufall, wie eine Verbrecherin. Es war entsetzlich! Welch ein Rosenmontag!

Während Frau Klara die Aermste vergeblich zu beruhigen suchte, berichtete Tante Finchen unter Thränen ihre Abenteuer, was so komisch wirkte, daß Fritz sich endlich nicht mehr halten konnte und herausplatzte.

Es steht zu befürchten, daß die alte Dame ihm diese Impietät nie verzeihen wird. Ungeachtet aller Entschuldigungen und Versuche, sie zum Bleiben zu bewegen, reiste sie gleich am folgenden Morgen ab und ihre letzten Worte beim Scheiden waren:

„Die Tante geht und nimmer kehrt sie wieder!"

Ein Paar „Slippers".

Ein Paar ganz knopflose, lange schwarze „Kids".

Vom Handelsmarkt.

— Das Genie findet neue Gedanken, das Talent neue Formen.

Eine neue Schwärmersecte.

„Und um jene Zeit soll Michael aufstehen, der große Fürst, der vor den Kindern des Volks steht; und es wird sein eine Zeit großer Trübsal, wie sie nimmer vorher unter den Völkern der Erde gewesen ist, und um jene Zeit soll dein Volk erlöst werden, ein Jeglicher, dessen Namen in dem großen Buch geschrieben steht."

„Nimm eine Rolle aus dem Buch und schreibe darauf alle Worte, die ich zu dir gesprochen habe."

„Und ich wandte mich und hob meine Augen auf, und siehe! ich schaute eine fliegende Rolle!"

So ungefähr lauten die Worte aus den Propheten des Alten Testaments, welche einer neuen Secte im Staate Michigan ihre Entstehung gegeben hat. An ihrer Spitze steht der Prophet, welcher sich nach jenen Schriftworten den Namen „Fürst Michael" beigelegt hat.

„Fürst Michael."

Nach seiner Lehre ist er auserwählt, um die Führung der Auserwählten zu überwachen, welche vor dem bevorstehenden Unheil, das der Welt den Untergang droht, errettet werden sollen. Nach der Schrift ist die Zahl der Auserwählten auf zwölf mal zwölftausend angesetzt, je zwölftausend aus den zwölf Stämmen Israel. Also diese 144,000 Auserwählte will Fürst Michael zusammenbringen und nach Detroit führen, der Stadt der Erlösung. Dort sind seine bisherigen Anhänger, einige hundert an Zahl, bereits einquartirt und harren erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen. Zur leichteren Unterscheidung vor den Andersgläubigen, die dem Verderben geweiht erscheinen, lassen sie Haar und Bart lang wachsen oder, um mit Fürst Michael zu reden, „darf kein Scheermesser über das Haupt der Gerechten kommen". Doch sind Tausende von diesen Michaeliten auch in anderen Theilen von Michigan, Canada, Indiana und Illinois zerstreut. Wenn der Tag des Unheils herannaht, werden sie sich auf einen Wink ihres Propheten um diesen in Detroit schaaren.

Ein Michaelite.

Noch vor wenigen Jahren war Fürst Michael ein einfacher ungebildeter Metallgießer zu Elgin in Ontario, mit dem bürgerlichen Namen Michael Mills. Die Ankunft der Mormonenapostel und ihre Predigten in Elgin brachten bei Mills, der bis dahin ein fleißiger Arbeiter und Familienvater war, sonst aber nie ein Zeichen von religiöser Schwärmerei gezeigt hatte, einen Umschwung in seinen Ansichten und seiner Lebensweise hervor. Er wurde zwar kein Mormone und wanderte auch nicht nach Utah aus, aber er gründete dafür eine neue Secte. Von den „Heiligen der letzten Tage" bis zu dem „Hause Israel des jüngsten Tages" war nur ein Schritt. Die Idee der „fliegenden Rolle" ist nicht zum ersten Mal im Dienste des Mysticismus verwendet.

Der Engländer James Jezreel hat bereits im Jahre 1837 eine Uebersetzung der angeblich von ihm auf wunderbare Weise aufgefundenen fliegenden Rolle veröffentlicht, und zwar in Gestalt eines Buches von etwa 300 Seiten. Dasselbe sollte als Schlüssel zur Bibel dienen. Er sammelte eine gläubige Gemeinde um sich, und im Laufe der Zeit kamen auch einige Mitglieder nach Elgin in Ontario. Beide Einflüsse — die der Mormonen und der Jezreeliten — wirkten mächtig auf Michael Mills. Er brütete über den Offenbarungen, deren er sich rühmte, fing an zu predigen, sammelte Anhänger und zog mit ihnen erst nach Sarnia, später nach Port Huron und schließlich nach Detroit.

Wohnungen der Michaeliten.

Fürst Michael wohnt mit seiner Frau in einem Hause für sich, umgeben von den „neun Engeln", d. h. neun Frauen, genannt Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Sanftmuth, Güte, Glaube, Friedfertigkeit und Mäßigkeit. Unweit davon ist die Wohnung des „Täufers Johannes", wie sich D. W. Taylor nennen läßt. Das einflußreichste Mitglied der Colonie ist ein gewisser Durand, augenscheinlich ein Hypnotiseur ersten Ranges, der „Verzückungen" bei den Mitgliedern hervorruft. Die Michaeliten leben in Gutergemeinschaft. Ihre Geschlechtsverbindungen entsprechen nach ihrer Versicherung dem geltenden Staatsbegriff der Ehe; sie sind sogar so streng, daß sie die Scheidung verpönen. Was sie unter ihrer „spirituellen Ehe" verstehen, ist noch nicht aufgeklärt. Sie lehren die äußerste Reinlichkeit. Fürst Michael behauptet, die Gabe zu besitzen, Krankheiten zu heilen und Teufel auszutreiben durch bloßes Auflegen der Hände.

In Gefahr, gelyncht zu werden.

Verfolgungen und Anfeindungen blieben dem neuen Propheten nicht erspart und bei einem Haar hätte Fürst Michael das Schicksal seines Geistesverwandten Joe Smith getheilt. Er hatte es nämlich für gerathen erachtet, mit seinen neun Engeln eine Bekehrungsreise nach England zu unternehmen. Nachdem er zurückgekehrt, bereitete sich ein Sturm gegen ihn vor. Zahlreiche Frauen hatten ihre Männer und Kinder verlassen und sich der neuen Sekte angeschlossen. Die entrüsteten Ehemänner organisirten einen Putsch gegen Fürst Michael. Nur durch rechtzeitige Flucht vermochte er sich vor den Fäusten seiner Gegner zu retten.

Historisch merkwürdige Ringe.

Der Fingerring war bei den alten Völkern nicht nur ein Schmuckgegenstand, sondern als Siegelring ein unentbehrlicher Besitz jedes freien Mannes. In Rom war es Gebrauch, dem Namen auch den Ringabdruck auf Urkunden beizufügen, wovon das letzte, heute natürlich sinnlos gewordene Ueberbleibsel die bekannte im Gebiete des englischen Rechts allgemeine Sitte ist, auf Urkunden kleine rothe Papierscheibchen neben den Zeugen- und Parteienunterschriften aufzukleben.

In Rom diente der Siegelabdruck zur Verhütung von Namensfälschungen. Denn jeder Römer bediente sich zum Siegeln eines mit einer aus mehr oder minder kostbarem Edelstein, häufig nur aus Achat, geschnittenen Gemmen, deren vertiefte Arbeit von bewundernswerther Feinheit war, sodaß sich namentlich auf einem Gipsabdruck das feine Detail in ganzer Schönheit erkennen läßt. Gewöhnlich wählte sich der vornehme Römer das Brustbild seines Schutzgottes als Symbol. Bei wichtigen Anlässen verfehlte er deshalb niemals, seiner Unterschrift sein Siegel hinzu zufügen.

Römische Gemmen- und Schlüsselringe.

Wie allgemein der Gebrauch der Siegelringe im alten Rom war, kann man aus der Erzählung des Livius über die Schlacht bei Cannae ersehen, wo die Blüthe der römischen Ritterschaft im Kampfe gegen die Punier und deren siegreichen Feldherrn Hannibal fiel. Letzterer soll drei Scheffel Siegelringe, die er den gefallenen Rittern abziehen ließ, an den Senat von Karthago als Beweis des erkämpften Sieges geschickt haben. Bekannt ist auch die Vorschrift des römischen Rechts über die seit Augustus Zeiten allmählich vorherrschend werdende Form des Privattestaments, wonach die Urkunde „von den sieben Zeugen mit unterschrieben und gesiegelt werden sollte." Das unwissende Mittelalter verstand das "septem sigillis signatum" falsch und glaubte, das Testament sollte mit sieben Siegeln verschlossen werden, während doch die römische Vorschrift nur bedeutet, daß jeder Zeuge seiner Unterschrift auch sein Siegel — zur Verhütung von Fälschungen — beifügen sollte.

Im Mittelalter gerieth der Gebrauch des Ringes als persönliches Erkennungszeichen jedes freien Mannes allmählich in Vergessenheit, namentlich weil die Steinschneidekunst in Verfall gerieth. Nur noch fürstliche Personen, sowohl weltlichen wie geistlichen Standes, bedienten sich desselben, ebenso Behörden. Bekanntlich wurde das Deutsche Reichsgrundgesetz Kaiser Karls V., in welchem die Befugnisse der kaiserlichen Gewalt und der Kurfürsten abgegrenzt wurden, deshalb goldene Bulle genannt, weil das derselben beigefügte große Reichssiegel in einer goldenen Kapsel (bulla) eingeschlossen war.

Schlag- und Wappenringe. Der Ring des Papstes Pius I.

Diese Signal waren natürlich getrennt von der Urkunde und hingen an seidenen Schnüren oder Bändern, mit welchen die Urkunde zusammengeheftet war, herab. Berühmt waren auch die „Fischerringe" der Päpste, so genannt nach dem Fischer Petrus, den sie darstellten, den die katholische Kirche als den Begründer der römischen Hierarchie ansieht. Doch wurde der Fischerring des jeweiligen Papstes nach dessen Tod durch eine besondere Kardinalsdelegation zerstört, sodaß keine Originale dieser Ringe, sondern nur Abbildungen auf die Nachwelt gekommen sind.

Jüdische Eheringe. — Ring des Präsidenten Pierce.

Die Kirche hat bekanntlich die Sitte des Ringwechsels bei der Eheschließung eingeführt, welche wahrscheinlich sehr alt ist und als Symbol des Austausches der Persönlichkeit nach dem römischen Begriff von der Bedeutung des Ringes zu erklären. Andere wollen es als Entlehnung eines hebräischen Brauchs auffassen. Die Sitte des Austauschs der Ringe bei der Trauung ist bei den Hebräern sehr alt. Aus neuester Zeit fügen wir noch das Contersei eines Ringes bei, welchen der Staat Californien dem Präsidenten Pierce bei dessen Besuch i. J. 1852 verehrte.

Ein verzweifelter Fall.

Scheere: Aber, bestes Nadelkissen, Du siehst ja ganz verzweifelt aus! Was ist denn nur los?

Nadelkissen: Entsetzliches Schicksal! Mir ist eine Nadel ohne Kopf in die Gedärme gedrungen, und der Arzt kann sie nicht finden!

Ist das noch kein Grund?

Warum haben denn die Beiden ihre Verlobung noch in zwölfter Stunde aufgehoben?

— Ach, denk doch nur: sein Haar hat ja eine so entsetzliche Farbe, daß es den ganzen Effect von ihrer ganzen Ausstattung verderben müßte!

Enttäuschung.

Frl. Spitzig: Wissen Sie wohl, Herr Dullear, weshalb Sie mich so oft an den berühmten Isaac Newton erinnern?

Dullear (verbindlich lächelnd): Sie sind zu gütig, mein Fräulein, aber ich vermag wirklich nicht zu errathen —

Frl. Spitzig: Nun, deshalb, weil Sie ebenso zerstreut sind.

Zarter Wink.

Miß Woodbee: Ach, mein lieber Herr Hardheart, ob es sich wohl der Mühe verlohnt, in meine neuen Spitzentücher meinen Mädchennamen zu sticken?

(Sofortige Verlobung).

Ein Witz.

Anton Heinrich Radziwill, Fürst von Nieswiesz und Olyka (geb. 1775 zu Wilna, † 1833 zu Berlin) hatte seiner vielen tollen Streiche wegen den Beinamen „der Tolle" erhalten. Am gelungensten ist die Art, wie er einem kleinen Edelmann seine Besitzung abkaufte. Dieser besaß ein Gut in einem ausgedehnten Besitzthum des Fürsten. Dem Fürsten paßte dieser Staat im Staate nicht und er setzte dem Edelmann beständig zu, ihm doch sein Gut zu verkaufen. Doch dieser wollte nicht. Der Besitzer hing eben wie alle Polen sehr an dem Erbe seiner Väter. Da verfiel der Fürst auf eine glorreiche Idee. Als er seinen Namenstag feierte, hatte er die Gutsbesitzer der Umgegend zur Tafel geladen, u. A. auch den Edelmann, der ihm sein Gut nicht verkaufen wollte. Es wurde nun bis tief in die Nacht hinein wacker gezecht, bis sich sämmtliche Gäste mit einem tüchtigen Haarbeutel auf den Heimweg machten.

So auch unser Edelmann. Sein Kutscher fuhr darauf los in die finstere Nacht hinein — aber nach mehrstündiger Fahrt wollte sich das Dörfchen noch immer nicht zeigen. Der Edelmann schimpfte schon weidlich, daß das Fahren kein Ende nehmen wolle. Da drehte sich der Kutscher plötzlich um und sagte: „Wir haben uns verirrt, wir sind schon über unser Dorf hinaus — wir müssen umkehren."

Der Edelmann fluchte das Schwarze vom Himmel herunter, doch mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen und wenden lassen. Abermals verfloß eine Stunde, ohne daß der Wagen sein Ziel erreicht hatte. „Herr", sagte der Kutscher, „wir sind schon wieder zu weit gefahren, wir müssen behext sein!" — „Du bist ein betrunkener Esel!" schrie sein Herr wüthend, hieß den Kutscher hinten aufsteigen und nahm selbst Peitsche und Zügel in die Hand.

„In einer halben Stunde sind wir zu Hause", murrte er und fuhr in rasendem Galopp darauf los. Nach einer Stunde befand er sich in dem Dorfe, wo sein Kutscher zum ersten Mal Kehrt gemacht hatte. Der Edelmann erschöpfte sich in Flüchen, die natürlich an der Sachlage nichts änderten. Sein Kutscher freute sich innerlich, als der Gebieter wieder umkehrte und eine andere Richtung einschlug. Nach wieder einer Stunde befanden sich die Beiden in dem Dorfe, wo zum zweitenmale umgekehrt worden war. Als dies der Edelmann bemerkte, war er ganz bestürzt. „Nun Herr?" ließ sich der Diener schüchtern vernehmen. „Kerl!" sagte Jener keuchend zu seinem Rosselenker — „Du kannst recht haben, wir müssen von Jemand behext sein!" Und nun begann eine Odyssee kreuz und quer. Endlich graute der Tag. „Herr", sagte plötzlich der Kutscher, auf den Boden deutend — „gerade so wie hier lagen unsere Felder". „Ja", entgegnete der Edelmann — „und da liegt unser Wald. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, müßte dort unser Dorf liegen".

Der Kutscher machte den Vorschlag, es zu suchen; sie stiegen Beide ab, fanden aber nur die Stelle, wo sonst ihr Dorf lag, umgepflügtes Ackerland. Der Edelmann war nicht Herr seiner selbst mehr, der Kutscher nickte melancholisch. Nach einigen Stunden indeß erfuhren Beide, daß Alles mit natürlichen Dingen zugegangen war. Der Fürst hatte ganz einfach die Bewohner aus dem Dorfe aus- in ein anderes einquartirt, was diese sich auch ganz ruhig gefallen ließen. Widerspruch hätte keinen Zweck gehabt — sie waren polnische Bauern, und was solche zu bedeuten haben, war dem Fürsten genügsam bekannt. Sodann ließ er die Häuser und den Edelhof abreißen, was ebenfalls keine Schwierigkeiten machte und nicht viel Zeit erforderte, da es meist Holzbauten waren. Als Alles abrasirt war, wurde der Boden umgepflügt. — Wohl klagte der Edelmann, doch hatte er kein Glück. Fürst Radziwill bezahlte den „Witz", wie er es nannte und blieb Eigenthümer des verschwundenen Dorfes.

— Hundegespräch. — Aber Fido, Hund, was fällt dir ein, du trägst ja noch die alte Steuermarke! — Ja, weißt du, die neue ist so schön blank, und da trägt sie mein Herr vorläufig noch als Breloque an der Uhrkette.

— Doppeldeutig. „.....Nun, hat der Pepi die Anna jetzt geheirathet?" — „Nein!" — „Aber warum denn nicht?" — „Sie hat sich im letzten Moment — eines Anderen besonnen!"

— Dem Morgenroth einer neuen Idee geht es wie dem Morgenroth überhaupt — die meisten Menschen findet es schlafend.

— Große Menschen nützen ihrer Zeit — praktische nützen sie aus.

Ist das Tanzen Sünde oder Arbeit?

Beim Beginn der Winter-Saison stellte die Redaction des „Echo" die Preisfrage: „Ob das Tanzen ein sündhaftes Vergnügen, oder eine ehrliche Arbeit sei?" Die ursprüngliche Anregung zu der Frage ging vom Leserkreise aus. Ein Ehrenfold von 20 Mark wurde von der Redaktion für die beste gereimte Antwort ausgesetzt, die nicht länger als acht Zeilen sein sollte. Es gingen 347 Antworten ein und zwei grobe Briefe in Prosa, worin bezweifelt wurde, daß der Redakteur dieses Blattes überhaupt tanzen könne.

Die Entscheidung hat sich etwas länger hinausgeschoben, weil im Schoße der Prüfungs-Commission ein grundsätzlicher Meinungsstreit entbrannte, ob die Frage ernst oder spaßig zu nehmen sei. Ferner hegten einige Mitglieder den Wunsch, durch längere praktische Uebung während der Hauptbälle der Saison erst ein auf neueste Erfahrungen gestütztes Urtheil zu erwerben.

Nachdem diese Schwierigkeiten glücklich besiegt waren, stellte sich heraus, daß die Prüfungs-Commission über die Vertheilung des Preises nicht völlig einig werden konnte.

Schließlich kamen folgende drei Einsendungen in engsten Bewerb:

I.

Schon der fromme Juden-König
David tanzte gar nicht wenig;
Auch die Englein tanzen fein,
Darum kann's nicht sündhaft sein!
Doch wenn Mägdlein nicht verschmähn,
Zu tanzen bis zum Hähnenkähen,
Und fangen sich den Eh'mann ein —
Sollt' das nicht brave Arbeit sein?

Frau M. Seydel,
Dominium Ludwigsdorf bei Ziegenhals O. S.

II.

Wo die Jugend in fröhlichem Reigen
Zeit und Kummer und Sorge vergißt,
Hader, Zwietracht und Neid müssen schweigen,
Tanzen ein ehrlich Vergnügen ist.
Aber der Jugend Beweglichkeit schwindet,
Träger rollt durch die Adern das Blut,
Sündhafte Arbeit das Tanzen man findet,
Fehlt uns der Jugend fröhlicher Muth.

W. Helmbold,
Pfo Wolocsprint O. F. S. South Afrika.

III.

Sünder gibt es überall,
Also auch auf einem Ball;
Manchen strengt Vergnügen an,
Der so schnell nicht vorwärts kann;
Doch an sich kann Tanz und Reigen
Sünde nicht, noch Arbeit zeigen;
Sich mit Takt im Takte wiegen
Ist ein „ehrliches Vergnügen!"

Dr. F. Otto,
in Königsberg i. Pr.

Zur endgiltigen Entscheidung wurde das Loos geworfen, und dasselbe fiel zu Gunsten der Frau M. Seydel, Dominium Ludwigsdorf, an deren Adresse inzwischen die Expedition des „Echo" den gewonnenen Goldfuchs abschickte.

Folgende poetische Beiträge verdienen ebenfalls Beachtung:

Wer über's Tanzen noch philosophirt,
Der hat das Tanzen wohl nie probirt;
Sonst wär' ihm das: ehrlich oder nicht,
Und das ganze gestrenge Preisgericht
Im Rausch eines einzigen Walzers vergangen,
Und nimmer thät' er Bescheid verlangen,
Ob es Arbeit, ob Sünde! Ob an's ewige Licht,
Oder in die Hölle es führt—er frage nicht!

Adele Billitzer in Pola.

* * *

Der Tanz ist seit Jahren — ja streitet nun Krittler —
Der bestrenommirte Heirathsvermittler!

Onkel Bim-Bam in Bückeburg.

* * *

.....Für ihn ist's es Vergnügen, wenn's auch zum Schwitzen treibt,
Sündhaft ist's nur für sie, die dabei — sitzen bleibt.....

Emma Kallmann in Berlin.

* * *

Ehrliche Arbeit ist's kaum zu nennen,
Sonst würd' nicht Alles zum Tanze rennen.

Vogel in San Francisco.

* * *

Daß „Tanzen" ein Vergnügen, keine Arbeit sei,
Erhellt daraus, daß jeder frank und frei
Es zu besorgen selber ist gewillt,
Und nicht an Magd noch Diener es befiehlt.

Dr. Radler in Wien.

* * *

.....Mit der Frau Kommandeuse
Zu drehen sich im Reih'n,
Ist Arbeit bitterböse,
Kann kein Vergnügen sein!

Friedrich May in Freiberg i. S.

* * *

.....Hofft doch der Derwisch selbst auf dieser Erde
Daß durch sein Tanzen er einst selig werde.

Frau J. Valkmann in Konstantinopel.

* * *

Wer um ein geliebtes Mädchen
Seinen Arm im Tanze flicht
Und auf eine reine Stirne
Blickt, in froher Augen Licht,
Fühlt's, das Tanzen ist Vergnügen,
Aber sündhaft ist es nicht.

B. A.

* * *

For en Minschen, de den Dag över nichts anners deiht,
As Eten un Slapen,—und nahsten bummeln geiht,
Mag't en Vergnögen sin, in de Nacht herumtospringen;
Sündhaft ist aber, will de sonst wat Gescheit's nich kann vollbringen.
Wer den Dag över aber mut Kluten petten,
Un döttig Hofgänger-Wiewer den Kopp torechtsetten,
Un denn an den Abend von „de Gnäd'ge" to Danz ward befahlen,
Vör den ist ne Arbeit — wer ehrlich se nömt,
schall de Klukut halen!

En velgeplagten Wirthschaftsschriewer ut dat „Meerumschlungene Land".

* * *

Ehrliche Arbeit ist's — sich qualsam abzumopfen,
Um ihrer Tante Gunst im Tanze zu erhopfen!

S. R.

— Das dumme Fragen. — 1. Student: Glaubst Du, daß Du durch's Examen kommst? — 2. Student: Gewiß, wenn die Professoren das dumme Fragen sein lassen.

— Beleidigung. Warum weinst Du denn, Junge? — Wir haben „Räuber" gespielt, und da hat der Otto gesagt, ich hätte nicht das geringste Talent zu einem Spitzbuben.